

MÜNCHENER
UNIVERSITÄTSREDEN

NEUE FOLGE HEFT 43

Die Geisteswissenschaften
im Spannungsfeld
der Wissenschaftspolitik

von

HANS-GEORG BECK

MAX HUEBER VERLAG
MÜNCHEN



HANS-GEORG BECK

Die Geisteswissenschaften im Spannungsfeld der Wissenschaftspolitik

Festvortrag, gehalten beim 495. Stiftungsfest
der Ludwig-Maximilians-Universität
am 1. Juli 1967

MAX HUEBER VERLAG MÜNCHEN

Die Geisteswissenschaften
im Spannungsfeld
der Wissenschaftspolitik

herausgegeben von
Prof. Dr. G. Rothemann
am 1. Juli 1968

Hueber-Nr. 9043

1. Auflage 1968

© 1968 by Max Hueber Verlag, München

Druck: Akademische Buchdruckerei F. Straub, München

Printed in Germany

Hohe Festversammlung,

es geht die Rede von exakten Wissenschaften. Von unexakten zu sprechen gehört nicht zum guten Ton. Doch wir sind nicht imstande, für diese Rücksichtnahme Dankbarkeit vorzugeben, denn es gibt keinen Unterschied zwischen den Wissenschaften, der belangvoll genug wäre, um diesen unexakten Gebrauch des Wortes „exakt“ zu rechtfertigen. Es verrät seine schöne Einfalt in dem Augenblick, da man sich klar macht, daß noch keine Wissenschaft das Paradies der endgültigen Erkenntnis betreten hat, noch es je betreten wird. Sie alle gründen auf dem schwanken Boden hypothetischer Voraussetzungen, und noch gibt es kein Verfahren, dem es gelänge, aus einem unsicheren Obersatz eine apodiktische Schlußfolgerung zu zaubern. So sind alle Wissenschaften mangels grundsätzlicher methodischer Sicherheit vom definitiven endgültigen Wissen durch einen unendlichen Abstand getrennt, und angesichts dieses „Unendlich“ wird ein wertender Vergleich von den Erfolgen der Einzelwissenschaften her zur bloßen Spielerei¹⁾.

Für die Wissenschaftspolitik ergibt sich daraus als Grundaxiom, daß es keine Hierarchie der Wissenschaften geben kann, daß jede Wertskala der Wissenschaften, die von den Erfolgen her aufgebaut wird, reine Willkür ist.

Die Politik kümmert sich nun allerdings weniger um reine Werthierarchien. Im allgemeinen begnügt sie sich, und dies ist verständlich, mit einer Skala von Funktionen und nutzbringenden Aufgaben in Gesellschaft und Staat, mit Prioritäten, wie man heute sagt; und sie hat es am liebsten, wenn man es ihr selbst überläßt, diese Prioritäten festzusetzen. Es gehört aber schon fast zum Wesen einer ganzen Reihe von Geisteswissenschaften, daß ihr Funktionswert in der Gesellschaft, ihre Brauchbarkeit für ein soziales Zweckgefüge nur schwer einsichtig und mundgerecht gemacht werden kann. Da aber das Mundgerechte in einer besonderen Affinität zur Politik steht, kapituliert der Politiker vor dieser Schwierigkeit, die er selbst nicht lösen kann. Er wird darüber gewiß die Pflege der Geisteswissenschaften durch die öffentliche Hand nicht ganz aus dem Auge verlieren; sie erfüllen ja immerhin eine gewisse Ausbildungsfunktion, wenn man sich auch die Frage stellt, ob diese Ausbildung nicht auf praktikableren Wegen erreicht werden könnte, sie befriedigen gewisse romantische Bedürfnisse — „Götter, Gräber und Gelehrte“ — und man kann ihnen eine gewisse rührende Althehrwürdigkeit nicht absprechen. Aber im Krisenfall wird er für

¹⁾ Dazu W. Stegmüller, Einheit und Problematik der wissenschaftlichen Weltkenntnis. Münchener Universitätsreden NF Heft 41. München 1966.

sie kaum einen größeren politischen Einsatz wagen, weil er nicht recht weiß, wie er ihn rechtfertigen könnte. Und so tritt an die Stelle der Förderung eine milde Duldung und ein etwas melancholisches Heimweh nach einfacheren Tagen.

Für die Vertreter der Geisteswissenschaften ergibt sich aus diesem Tatbestand, daß sie es selbst in die Hand nehmen müssen, ihren undurchsichtigen Funktionswert wenn nicht durchsichtig so doch einsichtig zu machen. Sie sollten ja über die Problematik ihrer Wissenschaft Bescheid wissen, sie müssen die Gültigkeit nicht nur, sondern auch die Verbindlichkeit ihrer Lösungen beurteilen und darstellen können. Sie dürfen es nicht verantworten, dem Dogma Vorschub zu leisten, daß in Sachen Geisteswissenschaft a priori und in jedem Fall der größere Sachverstand bei den Regeltechnikern der öffentlichen Meinung beheimatet ist. Eine solche politische Verpflichtung besteht jedenfalls dann, wenn diese Wissenschaften der öffentlichen Förderung bedürfen. Solange man Geisteswissenschaften betreiben konnte wie weiland „Hieronymus im Gehäus“ (Sie erinnern sich: der bayerische Staatslöwe blinzelt gähnend vor dem Schreibpult des vergrämten Exegeten), solange gab es diesen Bedarf wohl nicht. Heute aber ist der große Gelehrte, der es in sprödem Stolz ablehnt, die Niederungen der Wissenschaftspolitik zur Kenntnis zu nehmen, ein Mann, dem der Sinn für die Realitäten abhanden gekommen ist. Er gibt sich offenbar keine Rechenschaft darüber, daß es in unserer Welt, die kein „off limits“ mehr kennt, keinen Betätigungsbezirk mehr geben kann, der nicht — ob es nun paßt oder nicht — vom Selbstbewußtsein der Gesellschaft, zu der wir gehören, wesentlich mitbestimmt würde. Es gibt kein Alibi mehr. Die Entwicklung der Geisteswissenschaften, auch sie in den letzten Jahren stürmisch vorangetrieben, verlangt Methoden und Mittel, die etwas kosten, wesentlich mehr kosten als noch vor einer Generation. Billiger freilich als die Naturwissenschaften sind sie immer noch, und das mag ihr Vorteil sein, solange man aus dieser Tatsache nicht den messerscharfen Schluß zieht, sie könnten noch billiger werden, wenn man auf ihre zusätzliche Förderung grundsätzlich verzichtet. Ein Schluß, der sich da und dort schon deutlich abzeichnet.

Ist somit die Aufgabe, den Funktionswert der Geisteswissenschaften zu erhellern, gestellt, so kann sie doch nicht erfüllt werden durch eine lyrische Dramatisierung und Schaustellung dessen, was wir wollen und tun. Die Ränge bleiben ja doch leer, im Parkett sitzen diejenigen, die es ohnehin wissen, und in den Logen gähnen die Auguren. Lassen wir es, lassen wir es grundsätzlich! Die sogenannten abendländischen Bildungswerte verfangen nicht mehr, und selbst der Atomphysiker am Cello oder der Makromolekular-Chemiker, der in seinen Mußestunden Horaz liest, bilden keine geeigneten Versatzstücke in diesem Spiel. Beherrscht der eine sein Instrument, so legt er Zeugnis ab für die Kunst und nicht für die Musikwissenschaft. Und Horaz mag man genießen, ohne ein einziges Horazbuch eines klassischen Philologen gelesen zu haben. „Vides ut alta stet nive candidum Soracte“ —: der Glanz bedarf keiner Exegese. Die Garten-

laube aber humanistischer Gefühle, die unter dem Einkaufspreis erhandelt worden sind, ist tot, auch wo sie noch zu grünen vorgibt. Und es ist nicht Aufgabe der modernen Geisteswissenschaften, sie zu berieseln.

Was ich unter der politischen Aufgabe der Geisteswissenschaften verstehe, ist nüchterner und härter: Sich nicht als passives Objekt der Wissenschaftspolitik verstehen und behandeln lassen. Wir müssen offensiv der Gefahr begegnen, als *quantité négligeable* behandelt zu werden, und wir müssen uns darüber klar sein, daß wir diese Offensive auslösen, nicht um unseres eigenen Nutzens willen, — darum geht es nur in einer zweiten Linie, und das ist auch nur in einem beschränkten Maße notwendig, denn die Geisteswissenschaften, das ist jedem klar, der über ihr Wesen Bescheid weiß, werden noch mehr gesellschaftliche Wandlungen überstehen, als man sich träumen läßt. Wir haben diese Offensive auszulösen aus Pflichtbewußtsein unserer Welt gegenüber, in der wir etwas zu retten haben und retten müssen, wenn das Ende nicht sein soll eine Menschheit ohne Humanum. Es wird sich freilich bald herausstellen, daß diese Offensive sich nicht mit einem bloßen Taktieren auf dem Feld der Tagespolitik und der Wissenschaftsorganisationen, im Parlament und bei Podiumsgesprächen begnügen kann, so wichtig diese Felder auch sein mögen. Ich will auf diesem Gebiete auch deshalb nicht allzu lange verweilen, sondern nur an einer Kettenreaktion klarzumachen versuchen, was Versäumnisse praktisch bedeuten können, wie fatal das Ineinander und Auseinander von Ansätzen und Verhaltensweisen sich auswirken kann, das die heutige Wissenschaftspolitik bedingt.

Wohl schon in Kürze²⁾ wird der Wissenschaftsrat neue Empfehlungen zur Konzentration der deutschen Forschung veröffentlichen, die, wenn ich recht unterrichtet bin, auch für die Geisteswissenschaften von weittragender Bedeutung werden können. Es tut mir leid, den Eindruck wiedergeben zu müssen, — es ist mein ganz persönlicher, subjektiver Eindruck — daß die Geisteswissenschaften, aufgerufen Schwerpunkte ihrer Forschung zu benennen, die Gelegenheit, die sich ihnen bot, nicht überall gebührend wahrgenommen haben. Das Versäumnis besteht nicht darin, daß keine Schwerpunkte angemeldet worden wären, bei Gott nicht, sondern darin, daß die überregionale Verständigung und Absprache unterblieben ist. Es ist freilich zu sagen, daß Zeit und Gelegenheit zu einer solchen Absprache auch nicht angeboten wurden, aber man hätte sie sich erkämpfen müssen. Versäumt wurde damit zugleich die Entwicklung eines Gesamtkonzepts, das die engen Schranken an sich berechtigter lokaler und fachlicher Interessen und ein allzu schlichtes Addieren vorhandener Einrichtungen selbstherrlich hinter sich gelassen und Neues versucht hätte. Ein Konzept, das bei aller unumgänglichen Spezialisierung im gleichen Atemzug neue, die Spezialisierung transzendierende Ziele, Gesichtspunkte und Forschungspläne fest-

²⁾ Dies ist inzwischen geschehen. Siehe: Empfehlungen des Wissenschaftsrates zum Ausbau der wissenschaftlichen Hochschulen bis 1970. Vorgelegt im Juli 1967.

gestellt und die dafür notwendigen Arbeitsweisen und Organisationsformen benannt hätte. Nebenbei bemerkt, ich habe den Eindruck, daß es unsere Nachbarn in den Naturwissenschaften nicht einfach durch die Bank besser gemacht haben, nur verfügen sie über einen geheimnisvollen Schatz von Mythologemen, der die Unzulänglichkeiten besser verdeckt. Ich spreche von Arbeitsweisen und Organisationsformen in diesem Zusammenhang nicht um ihrer selbst willen, sondern deshalb, weil sie uns, verankert in den sakrosankten Empfehlungen des Wissenschaftsrates hätten helfen können, aus dem Prokustesbett eines Verwaltungsformalismus herauszufinden, der an den modernen Bedürfnissen der Wissenschaft meist haarscharf vorbeizieht. Sie hätten es uns beispielsweise ermöglichen können, neue Formen der Zusammenarbeit zwischen jung und alt zu entwickeln, Formen, deren Zustandekommen ja nicht nur daran scheitert, das sei doch einmal, ohne unsere Schuld verschleiern zu wollen, auch zum Ausdruck gebracht, — nicht nur daran scheitert, daß die vielzitierten Institutsdespoten nichts davon hören wollen, sondern mindestens ebenso daran, daß die Verwaltungsjurisprudenz für solche Formen einfach noch keinen Platz freigemacht hat. Arbeitsformen, die garantiert werden durch eine Freiheit in der Disposition über Personal- und Sachmittel, die nicht reglementiert werden kann wie im Büro eines Katasteramtes. Organisationsweisen, die es erlaubt hätten, die kleingläubige Verschachtelung von Kompetenzen und Weisungsrechten im Interesse höherer Ziele der Wissenschaft von der Mülltonne schlucken zu lassen. Und ich spreche von neuen Themen und Gesichtspunkten nicht deshalb, weil mit Modernität kokettiert werden soll, nichts könnte zu einem größeren Mißverständnis führen als dies. Wir brauchen sie, um zu jener konkreten Verbindlichkeit unserer wissenschaftlichen Aussage zu finden, die allein geeignet ist, das erschreckende Auseinanderklaffen zwischen der Bewußtseinslage der Welt, in die wir hineingeboren sind, und derjenigen der klassischen Art, Geisteswissenschaften zu treiben, zu überwinden oder doch zu verringern. Ein Bemühen, das die Gesellschaft, von der wir leben, nicht nur von uns verlangen kann, sondern in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse verlangen muß. Ein Bemühen, das wir uns aber auch selbst abverlangen müssen, wenn wir unseren Beruf als Anruf in dieser konkreten Welt verstehen, einen Anruf, der es uns verbietet, die konkrete Interpretation unserer abstrakten Erkenntnisse vor uns herzuschieben, Unberufenen zu überlassen, den Ideologen in die Hände zu spielen.

Wenn ich recht unterrichtet bin, so wird der Wissenschaftsrat aus dem Unvermögen, uns selbst zu artikulieren, etwas resigniert die Folgerung ziehen, die Geisteswissenschaften seien doch wohl, von einigen Sondergebieten der Feldforschung abgesehen, kaum geeignet, in das geplante System von finanziell bevorzugten Sonderforschungsbereichen eingebaut zu werden. Und er wird alle weiteren Anliegen der geisteswissenschaftlichen Schwerpunktbildung dem mütterlichen Herzen der Deutschen Forschungsgemeinschaft anempfehlen³⁾. Jener Forschungsgemeinschaft, die seit etwa 1 1/2 Jahren unversehens schon wieder zur

Notgemeinschaft geworden ist, zur Feuerwehr nämlich, die überall und wohl- gemerkt entgegen ihrer ursprünglichen Bestimmung auch da einspringt, wo die Länder ihren selbstgestellten und bisher ängstlich gehüteten Aufgaben einfach nicht mehr nachkommen, was mit einem kläglichen Tauziehen um den Feuer- wehretat schlecht honoriert wird. Dabei sieht sich die Forschungsgemeinschaft schon in ihrem normalen Zuteilungsverfahren einer sprunghaft angestiegenen Fülle von Anträgen gegenüber, 1965 waren es 4179 und 1966 schon 4806, also um 15 % mehr, und mit der Zahl der Anträge stieg selbstverständlich die Höhe der angeforderten Summen auf insgesamt 157 Millionen, von denen denn auch ca. 18,5 Millionen abgelehnt werden mußten, wenn auch nicht nur aus finan- ziellen Gründen. Es ist begreiflich, wenn man darüber in manchen Gremien der Forschungsgemeinschaft schon begonnen hat, den Begriff der Dringlichkeit von Forschungsvorhaben zu ventilieren. Und ich brauche nicht darauf hinzu- weisen, in welchen Verzug die Geisteswissenschaften geraten müßten, wenn man im Vergleichsverfahren mit den Naturwissenschaften auch ihnen gegenüber mit Dringlichkeit operieren wollte. Man kann in ganz konkreten Alternativfällen vielleicht nach Dringlichkeit entscheiden, aber gefährlich bleibt es immer noch, auch in den Naturwissenschaften, weil eine evidente Dringlichkeit möglicher- weise doch gelegentlich nichts anderes ist als das Resultat einer geglückten Be- arbeitung des entsprechenden Publikums. Wie dem auch sein mag: In dem Augenblick, da die Deutsche Forschungsgemeinschaft vor immer neue Anfor- derungen gestellt, nicht mehr souverän nach der Güte des Forschungsvorhabens entscheiden kann, ist sie gezwungen, sich einer Hierarchie von Prioritäten aus- zuliefern, die letztlich nur vom Zufall bestimmt sein kann und die sich auf die Dauer jeder Vernunft entziehen wird. Die Geisteswissenschaften aber werden auf jeden Fall das Nachsehen haben. Doch auch sie kommen um eine Konzen- tration ihrer Forschung nicht herum, so wenig wie die Naturwissenschaften. Auch sie werden regionale Schwerpunkte bilden müssen, und diese werden auf eine verbesserte Grundausrüstung in Sach- und Personalmitteln angewiesen sein. Eine solche Grundausrüstung aber ist nach allen Verlautbarungen der Länder, die wir bisher vernommen haben, (bisher, d. h. bis vor etwa 2 Jahren) eben gar nicht Sache des Bundes oder der Deutschen Forschungsgemeinschaft, sondern eben dieser Länder. Doch ohne Platz in den Schwerpunktslisten des Wissen- schaftsrates werden die Geisteswissenschaften auf so etwas wie ein Normalver- fahren der Länder angewiesen sein, und d. h. wenn nicht grundsätzlich, so doch ganz gewiß praktisch, daß sich nur auf dem Weg über die Zufälligkeiten eines leidig-unleidigen Berufungsverfahrens etwas erreichen lassen wird, es bedeutet

³⁾ A. a. O. S. 133: „Die Unterstützung von Forschungsvorhaben, die von einzelnen Ge-lehrten betrieben werden und keine besonderen institutionellen Voraussetzungen erfordern, und von Forschungsvorhaben, die in überregionaler Zusammenarbeit von Wissenschaftlern an verschiedenen Orten durchgeführt werden, darf ... nicht leiden. Derartige Vorhaben können und müssen in den ihnen angemessenen Formen von der Deutschen Forschungs- gemeinschaft gefördert werden, deren Programme auf die Unterstützung gerade geistes- wissenschaftlicher Forschung der beschriebenen Art besonders ausgerichtet sind.“

mit anderen Worten den Verzicht auf einen sachgerechten, vernünftigen Ausbau, denn es bleibt alles den Zufälligkeiten einer Karriere ausgeliefert. Ein Teufelskreis. Er wurde hier an einem Beispiel demonstriert, aber er verrät sich auf vielen anderen Gebieten der Wissenschaftspolitik. Was er klar macht ist, daß in dem bisherigen heillosen Nebeneinander, Übereinander, Gegeneinander von Zuständigkeiten, die zu einem fast undurchdringlichen Gestrüpp geworden sind, hinter dem sich der Anachronismus formal verbrieftter Eigenbröteleien und selbstgewisse zentralistische Funktionäre die Schnitzeljagd zur deutschen Wissenschaftspolitik liefern, — daß in diesem Durcheinander keine Zukunft liegt.

Ersparen Sie mir weitere sehr konkrete und vollbelegbare Beispiele. Der Beitrag der Geisteswissenschaften, für ihre Belange ein sachgerechteres Verfahren zu finden, verlangt von ihren Vertretern in den Wissenschaftsorganisationen eine peinliche Aufmerksamkeit auf alle Bewegungen dieser vielköpfigen Hydra, die es deutschem Organisationstalent verdankt, daß sie so wohlgenährt ist. Schweren Herzens wird man sich hier entschließen, ihr eine Position in einen ihrer neun Rachen zu werfen, um eine andere, von der man glaubt, sie sei wichtiger, aus ihren Fängen zu retten. Aber sie können doch nicht ihre ganze Kraft darauf verzetteln, in diesem catch as catch can ihren Mann zu stellen. Es muß darüber hinaus eine grundsätzliche Neubesinnung erzwungen werden, die von Überlegungen ausgeht, welche nicht von der Tagespolitik offeriert werden. Das Gefährliche der deutschen Wissenschaftspolitik ist es ja gerade, daß sie in so hohem Maße von kurzfristigen Parolen bestimmt wird. Der Ruf nach Besinnung, das klingt nun freilich so wie die Dinge liegen, reichlich phantastisch, ja utopisch. Warum auch nicht? Warum keine Utopie? Utopien haben die Welt schon stärker verwandelt als mancher Faustschlag der Tagespolitik. Meine Utopie ist der Salto mortale: Wenn es den Geisteswissenschaften so schwer fällt, ihren gesellschaftlichen Nutzwert unter Beweis zu stellen, warum sollte nicht gerade diese Schwierigkeit ihren Nutzwert darstellen? Warum soll ihr Nutzen nicht in ihrer Zwecklosigkeit liegen, die sie so impertinent ausstrahlen. Bezieht man diese Position, so gerät man natürlich ganz von selbst in das gefährliche Spannungsfeld von Planung und Freiheit, das genau besehen die Spannung unseres modernen Daseins bestimmt. Noch weht der Geist, wo er will, und er weht auch immer noch, wie er will. Aus dieser Willkür des Geistes bezieht die Willkür der Geisteswissenschaften ihre Souveränität. Sie ist der quälende Unsicherheitsfaktor jeder Wissenschaftspolitik, und vor ihr muß jeder totalitäre Verplaner kapitulieren. Er muß es; — aber nur ein unseliger Funktionär der Wissenschaftspolitik kann sich durch diese Willkür genarrt fühlen. Wüßte er etwas vom Wesen dessen, was er verplanen will, besäße er so etwas wie eine Materialkunde der Geisteswelt, dann müßte er diese Willkür aus ganzem Herzen bejahen. Denn in diesem Raum des freien Spiels, den sich der Geist selbst erzwingt, und nur in ihm, entsteht jene Fülle geistiger Ansätze, die weiterführen und in die Zukunft weisen. Sie sind aber nicht vorhersehbar und darum auch nicht von vornherein einkalkulierbar. Sie verlangen eine Politik des souveränen Extemporierens; keine Reform des Studiums, und kein neues Hochschulgesetz kann sie erzwingen, und

in keinem ministeriellen Laboratorium lassen sie sich synthetisch herstellen ⁴⁾. Wer den Raum dieser Freiheit ungeduldig einengt, wer schon den jugendlichen Geist auf Durchgeplantes, Systematisiertes und damit doch meist schon halb Veraltetes festnagelt, bringt sich selbst um dieses Angebot aus der Freiheit. Natürlich muß damit eine vielleicht nicht unbeachtliche Quote von Fehlleistungen und Versagern in Kauf genommen werden; Freiheit ist immer riskant, und wer dieses Risiko nicht auf sich nimmt, verdammt sich eben zur Armenpflege. Was sich da plant, wird eine Wissenschaft, die am besten damit begänne, ihre Memoiren zu schreiben. In diesem freien Raum finden sich alle Wissenschaften ohne Ausnahme zusammen, hier liegt die Gemeinsamkeit ihrer wahrhaft schöpferischen Initiative. Die Politik aber, welche diese Freiheit der wissenschaftlichen Selbstentfaltung um der Wissenschaft willen verteidigt, verteidigt meiner tiefsten Überzeugung nach sehr viel mehr: Die Freiheit nämlich schlechthin und die Würde des Menschen schlechthin. Ich will damit gewiß nicht sagen, die Freiheit der Wissenschaft decke den Gesamttraum der menschlichen Freiheit ab, nichts weniger als dies. Aber zunächst: Freiheit ist unteilbar, und zum anderen, die Freiheit des Geistes ist die *conditio sine qua non* jeder anderen Freiheit, und zum dritten, die Freiheit der Wissenschaften als einer geistigen Betätigung des Menschen, die sich ihrer Natur nach gegen Verplanung sträubt, steht an einer Stelle unseres modernen gesellschaftlichen Gefüges, die empfindlicher ist als der Raum der Freiheit privater Lebensführung oder der Freiheit der Vereinsbildung. Der Politiker, der diese Freiheit anerkennt, die Gesellschaft, die sie sich etwas kosten läßt, sie bekennen sich damit zwangsläufig auch zu dem, was ich die Willkür des Geistes genannt habe und damit zu einem revolutionären Element. Sie stellen damit sich selbst aufs Spiel und das Biedermeier ihrer politischen Existenz. Sie lassen sich auf eine sehr gefährliche Weise durch diese Willkür des Geistes fortgesetzt selbst in Frage stellen. Sie wagen das Risiko ihrer eigenen Freiheit und stürzen sich damit in das kostspieligste Abenteuer, in das sich eine Politik oder eine Gesellschaft stürzen kann. Sie riskieren für sich selbst menschliche Größe und menschliche Würde. Und wir riskieren mit der Zumutung dieses Risikos den Fortbestand eines Traumas, das zum pathologischen Befund des Verhältnisses zwischen Wissenschaft und Verwaltung schon lange gehört ⁵⁾.

⁴⁾ Damit wende ich mich nicht gegen eine vernünftige Studienreform — im Gegenteil! Nur kann nicht übersehen werden, daß neben der Vernunft Tendenzen der Reglementierung laufen, die geeignet sind, den schöpferischen Individualismus schon beim Studenten möglichst auf die Seite zu räumen.

⁵⁾ Eine Bürokratie, welche bestrebt ist, das Hochschulwesen und den Hochschullehrer ihren eigenen Spielregeln anzugleichen und Arbeit und Karriere des Forschers nach beamtenrechtlichen Usancen zu regeln, verschüttet die letzte Verbindung, die sie selbst noch zur Freiheit hat. Die traumatische Gekränktheit aber vieler Politiker über das angebliche „Prestige“ des Professors in der öffentlichen Meinung gegenüber der eigenen Einstufung durch die Institute der Meinungsforschung ist psychotherapeutisch nicht heilbar durch das Vergnügen am professoralen Prestigeverlust der jüngsten Zeit; denn der Platz, den die Professoren freimachen, wird nicht von den Politikern eingenommen werden, und das Vergnügen wird sehr rasch in Bestürzung umschlagen.

Es ist natürlich einfacher, diesen freien Raum der geistigen Entfaltung den Naturwissenschaften einzuräumen, denn mit einiger Geduld läßt sich der praktische Nutzen ja doch abwarten. Trotzdem haben die Geisteswissenschaften denselben Anspruch darauf, auch wenn sich scheinbar nichts erwarten läßt. Sie haben ihn deshalb, weil es Werte des menschlichen Daseins und des menschlichen Verhaltens gibt, die nur dann in ihrer substantiellen Bedeutung erfaßt werden können, wenn sie in voller Zweckfreiheit rein herausgestellt werden. Irgendwo in dieser Welt muß es erkennbar bleiben, daß nicht der Funktionär als solcher es sein kann, der die Freiheit darstellt, und daß es nicht der verplante Mensch sein kann, der sie zu behaupten imstande ist. Irgendwo muß es überprüfbar bleiben, ob die Gesellschaft auf einen solchen Signalwert überhaupt noch anspricht, und irgendwo muß es verifizierbar sein, daß die exakt gefaßte Kontemplation der Wirklichkeit, nur dann, wenn sie keinen Gedanken auf die Verwertbarkeit der Erkenntnis verschwendet, imstande ist, Wirklichkeit ganz rein zu erfassen und ganz rein zur Darstellung zu bringen. „Theorie ist nur fruchtbar, solange sie sich nicht darum sorgt es zu sein“ (K. WEISS⁶⁾), und wer die Reinheit des Sichbestimmenlassens durch die Wirklichkeit anerkennt als etwas völlig Unabhängiges von allem Tun und Handeln, verteidigt zugleich die Fruchtbarkeit dieses theoretischen Verhaltens, und d. h. eben seine Verknüpfbarkeit mit Tun und Handeln.

So bin ich nun doch unversehens bei Tun und Handeln angelangt, und damit bei einer Art Nutzeffekt einer geistigen Betrachtungsweise, wie sie unseren Wissenschaften eigen ist. Warum dann dieser lange Umweg? Er schien mir notwendig, um einigermaßen glaubhaft machen zu können, daß die Besorgtheit um die Sorglosigkeit der Theorie eine eminente Aufgabe der Wissenschaftspolitik ist, auch wenn es ihr um den Nutzeffekt geht. Es schien mir notwendig, weil der offensichtliche Mangel an dieser Besorgtheit ein beängstigendes Charakteristikum eben dieser Politik darstellt. Aber ist diese Besorgtheit auf unserer Seite nicht doch nur Ausdruck unserer arroganten Selbstüberschätzung? Ach ja, die Arroganz der Geisteswissenschaften! Hat man noch nie einen Gedanken darauf verschwendet, daß sie in manchen Fällen vielleicht nichts anderes ist als die Antwort auf das groteske Mißverständnis, in das man uns hineinverbannt hat? Nichts anderes vielleicht, als eine schlecht getarnte Verzweiflung darüber, daß man die Drohung nicht hört? Klagen über unsere Bedrohtheit aus dem Munde der Geisteswissenschaften sind nicht gefragt. Man konsultiert nicht das Gestern über das Morgen. Doch wer sich einmal der Mühe unterzieht nachzulesen, was große Naturwissenschaftler, die an der vordersten Front des Fortschrittes stehen und trotzdem nicht zu den Naiven ihres Faches gehören, in den allerletzten Jahren über die Lage ihrer Wissenschaft in unserer Zeit zu sagen haben, kann ruhig auf die Befragung der Geisteswissenschaften verzichten; er bekommt die Antwort, die klar genug ist. Sie sprechen von einem bedenklichen Ausweichen der Physiker vor der Ver-

⁶⁾ Konrad Weiß nach J. Pieper, Was heißt akademisch? München 1952, S. 75. Vgl. dort auch S. 70 ff.

antwortung⁷⁾, von den erschreckenden Erfahrungen einer Naturforschung, die glaubt, ohne die Erkenntnis der ihr gesteckten Grenzen auskommen zu können⁸⁾. Sie suchen nach menschlichen Verhaltensweisen, aus denen heraus der hemmungslose Impetus der Naturwissenschaften als solcher geregelt, gesteuert und auch gehemmt werden könnte. Sie sehen sich vor dem Problem einer Askese ihrer eigenen Wissenschaft gegenüber, einer Askese, deren Leitsätze eben nicht aus diesen Wissenschaften selbst heraus entwickelt werden können. Hier fällt der Begriff Religion. Aber zugleich sind sich die meisten einig, daß die gesuchten Verhaltensweisen eines wissenschaftlichen Fundaments bedürfen, das vielleicht die Geisteswissenschaften zubereiten könnten. Sind die Geisteswissenschaften zu einer solchen Leistung fähig? Die Antwort ist kompliziert und nur ein bedingtes Ja. Ja dann, wenn man nicht der gefährlichen Täuschung unterliegt, aus im Grunde deskriptiven, wenn auch geordneten und systematisierten Erkenntnissen könnten ohne weiteres normativ-ethische abgeleitet werden. Und ja dann, wenn die Geisteswissenschaften bereit sind, sich in einem besonderen Sinne als „sciences humaines“ zu verstehen. Dieser Ausdruck soll dann freilich nicht einfach das französische Pendant zu dem darstellen, was wir eben Geisteswissenschaften nennen, sondern gerade das Specificum der französischen Bezeichnung unterstreichen. Mit einer Übersetzung „Bildungswissenschaften“ oder „Humanwissenschaften“ ist es kaum getan. Denn das Unbehagen gegenüber diesen beiden Begriffen läßt sich kaum noch wegdeuteln. Oft und allzu oft, wenn Geisteswissenschaften unterstrichen werden sollen, geht die Rede von der Pflege unveräußerlicher Bildungsgüter unserer abendländischen Kulturwelt, von den in diesen Gütern enthaltenen exemplarischen und ewig gültigen Werten, vom geistigen Schulungseffekt der Beschäftigung mit ihnen und mit den Sprachen, in denen sie niedergelegt sind — ein Thema mit Variationen und nicht ohne Bedenklichkeiten. Zunächst sei doch festgestellt, daß damit im besten Fall ein Bruchteil dessen abgedeckt wird, was heute Geisteswissenschaft ist. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß bei einer solchen Argumentationsweise sehr rasch aus einer Frage strenger Wissenschaft, um die es doch gehen sollte, eine Bildungsfrage schlechthin gemacht wird, ohne daß das Verhältnis zwischen Wissen und Bildung vorher genügend geklärt worden wäre; und schließlich, daß einer ganz bestimmten Bildungsform von nicht zu bezweifelnder Größe, die vielen von uns sehr teuer ist, nicht nur eine Absolutheit, sondern auch eine konkrete Verbindlichkeit hier und heute zugeschrieben wird, die induktiv nur noch schwer verifizierbar sein dürfte. Vielleicht ist letzteres nicht

⁷⁾ Max Born: „Heute sind es nicht mehr die Cholera- oder Pestbazillen, die uns bedrohen, sondern das traditionelle, zynische Denken der Politiker, die Stumpfheit der Massen und das Ausweichen der Physiker und anderer Wissenschaftler vor der Verantwortung.“ Universitas 18 (1963) 346.

⁸⁾ Adolf Butenandt: „Vergangene Zeiten haben uns erschreckend gelehrt, wohin es führt, wenn die Naturwissenschaft glaubt, ohne Besinnung auf ihre geistigen Grundlagen und ohne Erkennen der ihr gesteckten Grenzen auskommen zu können.“ Universitas 19 (1964) 230.

entscheidend, doch muß leider auch festgestellt werden, daß diese Bildung sich in Krisenzeiten nicht besser bewährt hat, als manch andere, weniger klassische und weniger anspruchsvolle, — vor allem aber, daß sie nicht in der Lage ist, genug freien Bildungsraum auszufüllen.

Lassen Sie mich, was ich unter sciences humaines verstehe, auf andere Weise angehen, und lassen Sie mich zunächst einmal ausdrücklich unterstellen, daß Wissenschaft per se von ihrer unmittelbaren Zielsetzung her mit Bildung überhaupt nichts zu tun hat. Dieser methodische Radikalismus macht unser tatsächliches Bildungsdefizit evidenter und damit heilbarer.

Man sollte sich einmal darüber Rechenschaft geben, daß die Auseinanderfächerung der Geisteswissenschaften in eine Unzahl hoch spezialisierter Einzelwissenschaften damit auch nicht für den Verlust einer einheitlichen, gültigen und verbindlichen Bildung in unserer Zeit, für so etwas wie einen „Verlust der Mitte“ verantwortlich gemacht werden kann. Diese Mitte haben wir eher durch ein desperates „experimentum medietatis“ eingebüßt, das den auseinandergefächerten Geisteswissenschaften viel weniger liegt als einer monistischen Geisteswissenschaft⁹⁾. Die genannte Auseinanderfächerung vollzieht sich zunächst einmal in einer merkwürdigen Parallele zur Erweiterung der Erkenntnisse unserer Welt in jeder Dimension. Ähnlich wie Paläontologie und verwandte Wissenschaften ins Grau der Millionenjahre zurückstießen, mußte auch die Geschichte, natürlich in einer bescheideneren Größenordnung, ihren Raum nach rückwärts nicht unbeträchtlich erweitern. Sie sah sich unversehens veranlaßt, fernen und fernsten Zeiträumen und schwer greifbaren Entwicklungsstadien Geschichtlichkeit, d. h. in unserem Zusammenhang humangeschichtliche Relevanz zuzuerkennen und damit den beschränkten Raum unseres geschichtlichen Selbstverständnisses aufzureißen und neue Epochen an den Anfang zu stellen, auch wenn sie sich in diesen Epochen und Räumen zunächst vielleicht mit Typologisierung begnügen muß, um eine historische Einordnung erst vorzubereiten. Und zur selben Zeit, da Biologie und Chemie die allgemeinen Lebensprozesse in unerhörtem Ausmaß aufzuschlüsseln begannen, drang eine Reihe von Geisteswissenschaften vor zu den kleinsten Aufbauelementen des menschlichen Daseins, in die Elementargesetze des Individuums, seines Verhaltens zur Eigenwelt und zur Umwelt, die Gesetze der Wechselwirkung zwischen leib-seelischer Bedingtheit und freiem geistigen Ansatz, in die Grundgesetze des Sich-selbst-artikulierens in Signal und Sprache, immer wieder gezwungen, synchron und diachron zugleich vorzugehen und damit immer wieder gezwungen, eine allzu einfache Dreidimensionalität zu transzendieren. Und im Augenblick, da die Physik ihre Feldtheorie entwickelte, ging die Geschichtswissenschaft daran, Theorien und Modelle analoger Art aufzustellen, Energiefelder in

⁹⁾ Ich verweise hier auf Walther Rehms Buch „Experimentum medietatis“, München 1947.

der historischen Dimension, Modelle der historischen Energiespeicherung und Energieübertragung — Überlegungen und Theorien, die nicht einfach einer Metapher zuliebe als Feldtheorien bezeichnet werden können, sondern deshalb, weil ihre Analogie zum Funktionswert der physikalischen Theorien schlagend ist.

Diese Parallele in der Entwicklung darf nicht zur Verwechslung der Ansätze und der Methoden führen, aber in ihr liegt die Chance für eine Annäherung der wissenschaftlichen Weltbilder über allen sogenannten Pluralismus hinaus. Vielleicht ist dieser Pluralismus sogar die beste Chance für die Annäherung!

Die genannte Auseinanderfächerung der Geisteswissenschaften ist in sich eine völlig sachgerechte Entwicklung und kein Weg in die *Décadence* des Geistigen. Die Geisteswissenschaften, vor die Aufgabe gestellt, der ungeheuer erweiterten, gesamten Welt des Menschen in jeder Dimension gerecht zu werden und sie zu bewältigen, können sich heute die Bequemlichkeit und die Trägheit, mit einem Mindestmaß von Kategorien der Erkenntnis und einem Mindestmaß ererbter Methoden auszukommen, nicht mehr leisten, und aus dem gleichen Grunde können sie sich auch nicht mehr die Willkür erlauben, mit einem normativen Idealtypus Mensch in die Untersuchung einzutreten, sei es nun die Abstraktion Mensch der Aufklärungsphilosophie oder das Menschenbild des Liberalismus oder das Glied der sozialistischen Gesellschaftsordnung oder auch das Menschenbild des traditionellen abendländischen Humanismus. Wir können es uns nicht mehr erlauben, weil all diese Idealtypen abstrahiert sind aus Gegebenheiten, die nur noch einen bescheidenen Ausschnitt aus dem humanen Ganzen darstellen, das wir heute kennen. Wir werden der Fülle der Welt, wie sie sich heute erschließt, und wie sie immer näher zusammenrückt und als solche schon heute unsere bestensgehüteten Daseinsformen latent oder offen mitbestimmt, nicht mehr gerecht, wenn wir uns nicht völlig unvoreingenommen und zweckfrei der Aufnahme und Durcharbeit dieser Fülle widmen und dabei immer neue Kategorien des Erkennens entwickeln, die von jeder Selbstherrlichkeit unseres bisherigen geschichtlichen Selbstverständnisses absehen.

Diese moderne Arbeit der Geisteswissenschaften konfrontiert zunächst mit einer Fülle von Sachverhalten, von Formen des menschlichen Seins an sich, von vormenschlichen Voraussetzungen, von gesellschaftlichen Strukturen und Geweben und von langsam darin sich anbahnenden Konjunkturen, mit denen sich die menschlichen Daseinsformen jeweils abfinden müssen, in die sie hineingebettet oder hineingezwungen sind und aus denen sie langsam wieder herausgelöst werden. Die Bearbeitung und Durchforstung dieser Sachverhalte ist die erste Aufgabe — Aufgabe genug! Aber wenn ich von *sciences humaines* spreche, dann ist die nächste und höhere, alle Sachforschung, alle Erhellung der materiellen Vorbedingungen und Begleiterscheinungen auf den darin und dahinter stehenden Menschen und seine Gesellschaft zu beziehen, auf ihr Tun und Lassen, ihr Handeln und Leiden, auf ihre mehr oder weniger mechanische leib-seelische Reaktion sowohl wie auf

ihren Versuch, sie durch einen geistigen Ansatz für sich selbst zu erhellen, und auf unser Bemühen, diese Versuche zu verstehen ¹⁰).

Ich bin auf das Achselzucken gefaßt, wenn von historischem Verstehen die Rede ist. Aber ich meine damit kein Verstehen, das nichts anderes sucht, als Eigenes in eine fremde Welt zu projizieren und sich dann um die empirische Nachprüfung drückt ¹¹). Gerade hier ist dem Pluralismus des Ansatzes das Wort zu reden! Ich meine kein Dilthey'sches nachfühlendes Verstehen, das offenbar mit einer Konstante Mensch rechnet, die als Bildungsmensch bezeichnet werden kann, als weltanschaulicher Typus, der das Antlitz der Epoche seiner Geburt trägt — eine Konstante, die es wahrscheinlich gar nicht gibt oder doch nur in Dilthey'schen Breitegraden. Ich meine etwas Allgemeineres und Anspruchsloseres: Wiederum nämlich ein zweckfreies, von keinem vorweggenommenen, arroganten Anspruch auf Normgebung gefährdetes Sichöffnen gegenüber jedem fremden Menschentum, eine Haltung, die zwar ebenfalls so etwas wie eine Konstante Mensch unterstellt, diese aber nicht in einer bestimmten Kulturform klassisch vorgegeben hinnimmt, sondern erst herauszuarbeiten sich bemüht, — eine Konstante, deren maximale Breite und Tiefe erst noch auszuloten ist und für die es noch keine feste Maßeinheit gibt, sondern zunächst nur ein heuristisches Prinzip, die Methode nämlich, daß der Forscher a priori und uneingeschränkt bereit ist, bei jedem Fund und Befund die menschliche Gleichwertigkeit im Grundansatz und damit eine wenn auch latente Wesensgleichheit anzuerkennen und von da aus das Forschungsobjekt Mensch irgendeiner Epoche auf seiner eigenen Ebene zu sehen und damit eine Partnerschaft herzustellen, in welcher der Forscher nicht damit beginnt, daß er kategorisiert und katalogisiert, sondern als Lernender sein Objekt sprechen, ja sich aussprechen läßt, bevor er es an seinen bisherigen Maßstäben mißt. Das klingt im Grunde genommen alles selbstverständlich und ist es doch nicht. Ich kann auf die Klippen und Gefahren eines solchen Unternehmens hier nicht näher eingehen. Was mir wesentlich zu sein scheint ist, daß es sich dabei weniger um eine fixe Methode handelt als um eine wissenschaftliche „Umgangsform“, um eine Methode jedenfalls, die zugleich in einem hohen Maße Verhaltensweise ist und damit von vornherein in der Nähe zum Sittlichen steht.

Was darf man von diesen Geisteswissenschaften erwarten? Was die neuen oder neu konzipierten Fächer aufgreifen, ist eine Fülle als gültig anzuerkennender menschlicher Daseinsformen, eine Fülle von Kulturen und Kulturelementen, die

¹⁰) Dazu Friedrich G. Friedmann, *Gesellschaft ohne Humanität?* Stuttgart 1967 passim und Karl Bosl, *Der Mensch und seine Werke, Wege und Forschungen der Agrargeschichte* (Festschrift Günther Franz), Frankfurt 1966.

¹¹) Unter Verstehen ist hier nicht einfach zu begreifen: uns in die Erlebnisse fremder Menschen hineinzusetzen und dabei vulgärpsychologisch mit Analogieschlüssen aus der eigenen Erfahrung zu operieren. Vielmehr geht es zunächst nur darum, alle traditionellen Wertmaßstäbe hintanzusetzen, zumindest, bis das Gegenüber seine volle Aussage gemacht hat und bis man alles versucht hat, um das Bezugssystem dieser Aussagen zu erkennen.

zwar nicht immer den prekären Anspruch auf Hochkultur erheben können, aber eben doch Kultur sind, weil sie aus einem vielleicht noch ungehobenen Seinsverständnis und Selbstverständnis heraus Geformtes schaffen. Diese Fülle allein zwingt uns die Konzentration auf die sogenannten Hochkulturen als die einzig würdigen Objekte geisteswissenschaftlicher Kontemplation aufzugeben. Das will nicht nur heißen, daß eine philosophische Fakultät in ihrem Fächerkatalog die Bescheidung auf die sogenannten klassischen Sprachen und Kulturen aufzugeben hat, sondern vor allem, daß wir gehalten sind darauf zu verzichten, unser eigenes kulturelles Selbstverständnis ohne weiteres für paradigmatisch und allein verbindlich zu halten in einer herrschaftlichen Weise, die sich doch im Grunde ohne weiteres daraus erklärt, daß die Welt, in der wir uns bisher zurecht gefunden haben und in der wir möglichst zentralistisch unseren Ort zu bestimmen versucht haben, nur ein kleines Teilstück der gesamten relevanten Welt ist, ohne daß wir uns darüber Rechenschaft gegeben hätten. Wir haben es vielleicht gewußt, aber wir haben es nicht geglaubt. Machen wir mit dieser Erkenntnis ernst, so relativieren wir uns und unsere Bedeutung nicht unerheblich. Aber in dieser Relativierung steckt die Möglichkeit eines heilsamen Effekts. Denn nun sind wir gehalten, unseren geistigen Ort neu zu bestimmen, genauer gesagt unseren bisherigen Ort in einem sehr viel weiter gespannten Feld zu suchen, dessen Koordinatenkreuz vielleicht gar nicht da verläuft, wo wir es bisher gesehen haben. Diese Ortsverschiebung gestattet vielleicht ganz neue Einsichten in unsere Funktion im Weltganzen, zwingt zunächst jedenfalls zum Verzicht auf jedes voreingetragene und selbstherrliche Normieren. Eine solche, zunächst rein von der wissenschaftlichen Methodik her verlangte Neuordnung unseres Verhältnisses zur Welt ist nun eben nicht ohne Affinität zu ethischem Verhalten und sei es auch nur die Affinität zur Bescheidenheit. Keine Wissenschaft kann ethisches Verhalten automatisch auslösen, das ist zwar ein ewiger Traum, bleibt aber Traum: sie kann nichts erzwingen, aber sie legt solche Verhaltensweisen nahe als unmittelbare Folge einer objektiven, unvoreingenommenen Würdigung der Fülle der Sachverhalte; sie macht damit Ethik von einer bestimmten Seite her logisch begründbar. Gerade der Pluralismus gültiger oder möglicherweise gültiger Daseinsformen, der so oft enttäuscht, kann so im Grunde verstanden werden als die Ausgangsbasis zum Aufbau einer neuen humanen Welt, deren Einheit vielgliedriger und damit realistischer ist als die Einheit der humanen Welt, der wir vielleicht nachtrauern ¹²⁾.

Doch weiter: Die angedeuteten Methoden geschichtlicher und kulturmorphologischer Forschung stoßen immer wieder auf die Notwendigkeit eines gesunden Ausgleichs zwischen dem Selbstverständnis, auch dem moralischen Selbstverständnis von Mensch und Gesellschaft einerseits und den Erfordernissen der materiellen Umwelt, in die sie hineingebettet sind, andererseits. Sie zeigen immer wieder, daß nur in einer, wenn auch prekären — notwendig prekären — Har-

¹²⁾ Vgl. Karl Bosl, Pluralismus und pluralistische Gesellschaft, Salzburg 1967. Vgl. S. 12: „Pluralismus ist ... Weg ins Unbekannte einer neuen Zusammenfassung.“

monie beider etwas beschlossen sein kann, was man die menschliche Wohlfahrt nennen darf. Die Impulse, die von einer zur anderen Seite gehen, die daraus entstehenden Spannungen und Tendenzen sind die treibenden Faktoren der Kulturgeschichte. In dem Augenblick, wo auf einer Seite ein störender Faktor fragwürdiger aber mächtiger Dimension auftritt, und zwar so gebieterisch auftritt, daß Mensch und Gesellschaft nicht mehr die Zeit finden, welche zur Anpassung und Bewältigung notwendig wären, sind Mensch und Gesellschaft überfordert und der große Kulturbruch ist die Folge. Diese sehr allgemeine kulturmorphologische Erkenntnis scheint mir von höchster Aktualität zu sein: denn hier ist so etwas wie die Grundlage eines Zeitmaßes für die wissenschaftlich-technologische Perfektion gegeben, nämlich die wenigstens relative Anpassung dieser Perfektion, die sich selbst vorantreibt und oft keinen humanen Bedarf mehr darstellt, der als solcher gerechtfertigt werden könnte, an den Gang der Bewußtseinsveränderung in der betroffenen Menschheit. Diese Bewußtseinsanpassung steht unter einer gewissen autogenen Regelung, sie läßt sich sicherlich aber auch von außen beeinflussen und zwar auf zweierlei Weisen, auf eine technisch zwingende und auf eine natürliche, in der ein fortgeschrittenes Bewußtsein rational das zurückgebliebene weiterzubilden und mitzureißen versucht. Letzterer Prozeß verlangt seine Zeit, und so lange man ihn als den allein möglichen Prozeß versteht, muß ihm um der Harmonie zwischen Mensch und technisierter Umwelt willen zugestanden werden, daß sein Zeitmaß wesentlich mitbestimmend sein muß für das Zeitmaß des Fortschrittes der technischen Perfektion. Die Geschichtsforschung erkennt im Zeitmaß des Menschen das Zeitmaß, das für diese Perfektion maßgebend ist, und nicht umgekehrt. Von da aus gesehen gehört es zur Verantwortung der Naturwissenschaften, sich von den Humanwissenschaften über dieses Zeitmaß unterrichten zu lassen und sich daran zu halten. Für die technisch zwingende Beeinflussung des menschlichen Bewußtsein fehlen nicht nur noch alle Maßstäbe und Vorstellungen von einer erstrebenswerten Korrektur, sie stellt sich im Sinne der geisteswissenschaftlichen Erkenntnis von der zwingenden Partnerschaft zwischen Gesellschaft und materieller Umwelt auch als sinnwidrig heraus, da sie die Funktion einer sinnvollen Perfektion der Natur und Technik zur Illusion macht, d. h. sie nicht mehr um des Menschen willen betreibt.

Ein anderer Aspekt des gleichen Sachverhaltes ist folgender: Die unproportionierte Steigerung der Anforderungen, die an das Anpassungsvermögen von Mensch und Gesellschaft gegenüber einer allzu rasch fortschreitenden technischen Perfektion gestellt werden, zehrt alle Kräfte des Menschen auf und läßt weder Zeit noch Vermögen für ein geformtes Schaffen aus einer wohlverstandenen Spannungseinheit zwischen Mensch und Umwelt. Die Anpassung an das ständig sich verändernde Werkzeug läßt keine Möglichkeit mehr, von diesem Werkzeug einen sinnvollen Gebrauch zu machen. Mit der mühevollen Anpassung an das Werkzeug ist es also gar nicht getan: es muß auch der freie, unberechenbare zeitliche Spielraum garantiert werden, der nötig ist, um aus der neuen Bewußtseinslage heraus das bisher Gewordene und Gestaltete zu überdenken und neu einzuordnen und

darauf aufbauend neue Formung zu wagen und damit das Werkzeug selbst, die technische Perfektion einer endgültigen, nur human zu verstehenden Brauchbarkeitsprobe zu unterwerfen. Auch diese Brauchbarkeitsprobe ist eine unabdingbare Anforderung der wissenschaftlichen Anthropologie an die Naturwissenschaften, und auch sie verlangt als wissenschaftliche Haltung die abwartende Demut gegenüber den undefinierbaren zeitlichen Spielräumen, welche für diese Probe notwendig sind. Die Demut, das schlichte sich Abfinden mit dem Pluralismus, den uns die heutige Welt aufzwingt, die notwendige „Dezentralisation“ unseres eigenen Standortes, der Übergang von der beherrschenden Stellung in die Partnerschaft, eine Form sachgerechten und menschengerechten Verhaltens, geboren aus dem Einverständnis mit dem was ist, auch wenn es nicht ist wie wir: sachgerecht und menschengerecht, nicht als zwei verschiedenen Verhaltensweisen, sondern als solche, die ständig aufeinander bezogen werden, weil sie sich gegenseitig bedingen.

Habe ich damit den Rahmen meines Themas „Wissenschaftspolitik“ verlassen? Vielleicht nicht. Denn aus dem Gesagten ergibt sich doch wohl, daß die Politik, der an den nutzbringenden Naturwissenschaften so viel liegt, die Geisteswissenschaften in ihrer ganzen Fülle pflegen muß auch deshalb — und dies ist mein letztes Axiom —, weil ohne die Geisteswissenschaften jeder naturwissenschaftliche Fortschritt seinen Sinn verliert. Beide zusammen sind die unzertrennbaren Voraussetzungen für unser heutiges Dasein. Die Wissenschaftspolitik hat diese Pflicht, wenn man unter Politik die gezielte Sorge um die menschliche Gesellschaft versteht. Versteht man sie nicht so, dann hat Wissenschaftspolitik überhaupt keine Daseinsberechtigung.

Münchener Universitätsreden

Neue Folge

- Heft 1:** Michael Schmaus, **Beharrung und Fortschritt im Christentum**
Groß 8°. Mit einem Bild des Verfassers, 24 Seiten, geh. DM 1,50
- Heft 2:** Bruno Huber, **Das Prinzip der Mannigfaltigkeit in der belebten Natur**
Groß 8°. 12 Seiten, geh. DM —,70
- Heft 3:** Hugo Grau, **Gedanken über die gegenwärtige Sicht der Anatomie am Beispiel des Nervensystems**
Groß 8°. Mit 4 Abbildungen, 20 Seiten, geh. DM 1,20
- Heft 4:** Hans Nawiasky, **Max von Seydel**
Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1,—
- Heft 5:** Theodor Maunz, **Toleranz und Parität im deutschen Staatsrecht**
Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1,—
- Heft 6:** Aloys Wenzl, **Immanuel Kants bleibende Bedeutung**
Groß 8°. 12 Seiten, geh. DM —,80
- Heft 7:** Karl von Frisch, **Symbolik im Reich der Tiere**
Groß 8°. 14 Seiten, geh. DM 1,—
- Heft 8:** Alfred Marchionini, **Die moderne Klinik innerhalb der universitas litterarum**
Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1,—
- Heft 9:** Emil K. Frey, **Chirurgie, Forschung und Leben**
Groß 8°. 12 Seiten, geh. DM 1,—
- Heft 10:** **Rede des Rektors Prof. Dr. Alfred Marchionini**
Ehrenpromotion von Prof. Dr. Pasteur Vallery-Radot und
Rede des Herrn Professors Dr. Pasteur Vallery-Radot, Paris
Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1,—
- Heft 11:** Erich Valentin, **Mozart in seiner und unserer Zeit**
Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1,—
- Heft 12:** Melchior Westhues, **Über den Schmerz der Tiere**
Groß 8°. 16 Seiten — vergriffen

- Heft 13: **Feier des 150. Geburtstages von Adalbert Stifter**
Hermann Kunisch, **Mensch und Wirklichkeit bei Adalbert Stifter**
Groß 8°. 16 Seiten — vergriffen
- Heft 14: **Nikolaus Monzel, Was ist christliche Gesellschaftslehre?**
Groß 8°. 24 Seiten, geh. DM 1,50
- Heft 15: **Die Schweizer Gastvorlesungen**
vom 7. bis 9. Mai 1956 in der Universität München
Groß 8°. 36 Seiten, geh. DM 2,50
- Heft 16: **Romano Guardini, Das Licht bei Dante**
Groß 8°. 12 Seiten, geh. DM 1,—
- Heft 17: **Ansprache des Rektors Melchior Westhues beim 484. Stiftungsfest
der Ludwig-Maximilians-Universität**
Groß 8°. 12 Seiten, geh. DM 1,—
- Heft 18: **Friedrich Klingner, Würde der Dichtkunst**
Groß 8°. 12 Seiten, geh. DM 1,—
- Heft 19: **Werner Leibbrand, Paul Matussek, Romano Guardini, Sigmund Freud**
Gedenkfeier zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages
Groß 8°. 40 Seiten, geh. DM 2,50
- Heft 20: **Rudolf Pfeiffer, Von der Liebe zu den Griechen**
Groß 8°. 24 Seiten, geh. DM 1,50
- Heft 21: **Egon Wiberg, Vom Stein der Weisen**
Groß 8°. 20 Seiten, geh. DM 1,50
- Heft 22: **Alfred Marchionini, Selbstaufopferung im Dienste der praktischen
und wissenschaftlichen Heilkunde**
Groß 8°. 28 Seiten, geh. DM 2,—
- Heft 23: **Adolf Butenandt, Das Leben als Gegenstand chemischer Forschung**
Groß 8°. 28 Seiten, geh. DM 2,—
- Heft 24: **Joseph Pascher, Die christliche Eucharistiefeier als dramatische Dar-
stellung des geschichtlichen Abendmahles**
Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1,40
- Heft 25: **Friedrich Lütge, Geschichte, Wirtschaft, Wirtschaftsgeschichte**
Groß 8°. 20 Seiten, geh. DM 1,60
- Heft 26: **Eugen Ulmer, Wege zu Europäischer Rechtseinheit**
Groß 8°. 16 Seiten — vergriffen
- Heft 27: **Johannes Theodorakopoulos, Philosophie und Religion**
Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1,50

- Heft 28: Thrasybulos Georgiades, Sakral und Profan in der Musik**
Groß 8°. 12 Seiten, vergriffen
- Heft 29: Julius Speer, Wald und Forstwirtschaft in der Industriegesellschaft**
Groß 8°. 16 Seiten — vergriffen
- Heft 30: Jacques Albert Cottat, Die geistige Bedeutung Asiens und des Abendlandes füreinander**
Groß 8°. 36 Seiten, geh. DM 2,80
- Heft 31: Wolfgang Clemen, Das Wesen der Dichtung in der Sicht moderner englischer und amerikanischer Dichter**
Groß 8°. 20 Seiten, geh. DM 1,60
- Heft 32: Hans Liebmann, Biologisches Denken als Voraussetzung einer modernen Wasserwirtschaft**
Groß 8°. 12 Seiten, geh. DM 1,20
- Heft 33: Hugo Kuhn, Rittertum und Mystik**
Groß 8°. 14 Seiten, geh. DM 1,60
- Heft 34: Walter Rollwagen, Das Elektron der Physiker**
Groß 8°. 13 Seiten, geh. DM 1,60
- Heft 35: Karl Engisch, Wahrheit und Richtigkeit im juristischen Denken**
Groß 8°. 24 Seiten, geh. DM 2,—
- Heft 36: Gerhard Weber, Kinderheilkunde als Sonderfach der klinischen Medizin**
Groß 8°. 16 Seiten, geh. DM 1,80
- Heft 37: Georg Schwaiger, Ignaz von Döllinger**
Groß 8°. 18 Seiten, geh. DM 2,—
- Heft 38: Michael Schmaus, Das Paradies**
Groß 8°. 30 Seiten, geh. DM 2,80
- Heft 39: Ludwig Kotter, Vom Recht des Tieres**
Groß 8°. 14 Seiten, geh. DM 1,80
- Heft 40: Feodor Lynen, Über chemische Baupläne des Lebendigen**
Groß 8°. 20 Seiten, geh. DM 2,—
- Heft 41: Wolfgang Stegmüller, Einheit und Problematik der wissenschaftlichen Welterkenntnis**
Groß 8°. 22 Seiten, geh. DM 2,40
- Heft 42: Richard Dehm, Vorzeit und Leben**
Groß 8°, 20 Seiten, geh. DM 2,—

MAX HUEBER VERLAG MÜNCHEN



